Ülessetzen

August-Oktober 2002 • 36. Jahrgang • Nr. 3

Thomas Wollermann

Fördern und fordern

Fünf Jahre Deutscher Übersetzerfonds

Von null auf hundertdreiundachtzig« – auf diese Formel brachte Rosemarie Tietze, Sprecherin des Deutschen Übersetzerfonds, anlässlich der Jubiläumsfeier im Literarischen Colloquium am Berliner Wannsee die rasante Entwicklung der vergangenen fünf Jahre. Insgesamt hundertdreiundachtzigmal konnten bisher deutschsprachige Literaturübersetzungen mit Arbeits-

und Reisestipendien gefördert werden, im Schnitt mit 2300 Euro. Bescheiden im Einzelfall vielleicht, und doch ein großer Schritt in Richtung Ende der Bescheidenheit, denn die Förderung des Übersetzerfonds verwirklicht auch eine zunehmend selbstbewusste Forderung der Übersetzer nach angemessener materieller und ideeller Honorierung ihrer Arbeit.

Literaturübersetzen als lange vernachlässigtes Feld der gesamtstaatlichen Kulturförderung war die Problemlage, der sich der Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen seit 1995 intensiv zuwandte.

Der Vorstand des Deutschen Übersetzerfonds hat eine stolze Bilanz vorzuweisen: Burkhart Kroeber, Rosemarie Tietze, Thomas Brovot.

Auf zwei Konferenzen wurde mit Literaturförderern aus Ministerien, Verbänden und Fördervereinen über die Situation – besser gesagt: die Misere – der Literaturübersetzer diskutiert. Wohl gab es vereinzelte, insgesamt spärliche, Unterstützungen für Übersetzungen durch öffentliche und private Institutionen, teilweise allerdings kamen sie auch alleine den Verlagen zugute. Von einer systematischen überregionalen Förderung, wie sie jede Kunst und mithin auch die Übersetzungskunst braucht, konnte keine Rede sein. Ergebnis war das Memorandum »Neue Wege der Übersetzungsförderung«, das in die Gründung des Deutschen Übersetzerfonds mündete, die anlässlich der Verleihung des

Wieland-Übersetzerpreises im November 1997 in Biberach verkündet werden konnte. Der damalige Bundespräsident Roman Herzog begrüßte in seiner Biberacher Rede diesen Gründungsakt als wichtigen Schritt zu gezielter Projektförderung und öffentlicher Wirksamkeit. Der gab er gleich einen kräftigen Schub, indem er sein Gewicht als Bundespräsident für die Sache der Übersetzer in die Waagschale warf und ihre finanzielle Situation unmissverständlich als »skandalös« bezeichnete. An dieser Feststellung kam man in den harten Auseinandersetzungen um das neue Urhebervertragsrecht nicht mehr herum, und sie dürfte nicht unwesentlich dazu beigetra-

gen haben, dass die Literaturübersetzer noch in der Begründung des Gesetzes beispielhaft als eine Urhebergruppe herausgehoben werden, bei der von angemessener Vergütung keine Rede sein kann.

Auch die fünfjährige Jubiläumsfeier des Übersetzerfonds fand in Anwesenheit hoher Staats- und Kulturvertreter statt, ein Zeichen für die zunehmende Sichtbarkeit der Übersetzerinnen und Übersetzer. Prof. Dr. Karin v. Welck, Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder, die einen Teil der Mittel bereitstellt, bekräftigte, dass Fördereinrichtungen wie der Übersetzerfonds auch einer dauerhaften und

soliden Finanzierung bedürfen. Sie dankte insbesondere Rosemarie Tietze und Burkhart Kroeber, die es mit großem Aufwand an Zeit und Überzeugungskraft verstanden hätten, dem Fondsgedanken den Rückhalt zu geben, den er inzwischen hat. Staatsminister Prof. Julian Nida-Rümelin bekannte sich zu Wittgenstein und stellte die Leistung der Übersetzer in einen sprachphilosophischen Rahmen (siehe seine untenstehende Rede). Diesen Exkurs füllten Reinhard Kaiser, Christa Schuenke, Burkhart Kroeber, Andreas Tretner und Elke Wehr mit Anschauungsmaterial aus ihrer Übersetzungspraxis, indem sie von der Jagd nach Wörtern, dem Harren auf die erklärende E-Mail des Autors oder den Holzwegen be-

richteten, auf die der Übersetzer durch kleine Fehler im Original geführt wird. Zum Abschluss überreichte Rosemarie Tietze den bislang ersten Übersetzerorden an Jürgen Jakob Becker, Programmleiter des Literarischen Colloquiums Berlin, der sich als Geschäftsführer in jeder Phase für den Übersetzerfonds engagiert und ihm insbesondere im Haus am Wannsee eine Heimat gegeben hat.

Nach den fünf erfolgreichen ersten Jahren darf der Übersetzerfonds neue Horizonte anpeilen. Schon bisher verfolgte er nicht nur das Ziel, durch Stipendien zu fördern und solche einzufordern, sondern auch, die Übersetzer selbst zu fordern: In Zusammenarbeit mit dem EÜK, dem Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen, hat er bereits erfolgreich Seminare durchgeführt. Rosemarie Tietze kündigte an, aus diesen Anfängen »eine Hohe Schule der Sprachkunst aufzubauen, eine Akademie des Literaturübersetzens, wohlgemerkt,

eine virtuelle Akademie, die ohne Gebäude, Direktor und Pförtner auskäme«. Ein erster Schritt auf dem Weg dahin ist das jetzt erstmals ausgeschriebene Johann-Joachim-Christoph-Bode-Stipendium. Es soll zu gleichen Teilen einem noch am Anfang stehenden Übersetzer und einem Mentor zukommen, der ihn mit seiner Berufserfahrung durch ein Projekt geleitet.

Der deutsche Übersetzerfonds hat also noch viel vor. Und bei dem beachtlichen Reisetempo, das er schon jetzt erreicht hat, darf man gespannt sein, wo er beim zehnjährigen Jubiläum angekommen sein wird.

mal auf diese Themen zu sprechen. Jetzt möchte ich einen ganz kurzen philosophischen Exkurs machen.

Der Philosoph, der meiner Arbeit wohl am nächsten steht, ist Ludwig Wittgenstein, wobei ich sagen muss und das ist ein interessantes Phänomen -, ich habe gar nicht viel Wittgenstein gelesen, sondern erst im Laufe der Zeit Parallelen festgestellt und dann gemerkt: Ach, jetzt versteh' ich erst, was er etwa in den Philosophischen Untersuchungen dargestellt hat. Den Zugang hat mir sozusagen nicht die Lektüre selbst geöffnet, sondern erst die eigene Erarbeitung einer Position, die dann erkennbar eine gewisse Nähe hatte zu dem, was Wittgenstein entwickelt. Für Wittgenstein ist, wie es so schön heißt bei ihm, eine Sprache eine »Lebensform«. Das ist etwas kryptisch, wie viele andere Formulierungen auch; etwa die Bedeutung eines Ausdrucks sei sein Gebrauch. Wenn man das ein wenig zu umschreiben versucht, dann geht es um folgende These, die man zwar mit guten Ar-

Orden, Sekt und Blumen für das Engagement um den Übersetzerfonds: Rosemarie Tietze und Jürgen Jakob Becker.

gumenten bestreiten kann, doch mir erscheint sie ziemlich plausibel. Die These lautet: Sprachliche Verständigung ist in einen Handlungskontext eingebettet bzw. repräsentiert diesen Handlungskontext. Wenn man verstehen will, was bestimmte Äußerungen bedeuten. muss man letztlich verstehen, welche Rolle sie innerhalb dieses Handlungskontextes spielen. Wenn man diese Wittgensteinianische Perspektive einnimmt, dann wird unmittelbar deutlich, dass es ein Übersetzungsproblem ge-

ben *muss*, weil Handlungskontexte kulturell verfasst sind und in unterschiedlichen Kulturen unterschiedlich verfasst sind. Wenn man hingegen die alte, in den *Philosophischen Untersuchungen* mit Augustinus verbundene Auffassung zugrunde legt, nämlich dass die Sprache die Welt abbildet, dann gibt es keine Übersetzungsprobleme, dann haben wir dort die Welt, und hier die Sprache, die die Welt abbildet, und dann muss es ja irgendwie möglich sein, die Zuordnungen hinzubekommen, das heißt Isomorphien zu bilden, wie es Wittgenstein noch im *Tractatus* angenommen hatte.

Aber wenn die Wittgensteinsche Perspektive der *Philosophischen Untersuchungen* richtig ist oder, vielleicht vorsichtiger ausgedrückt, überwiegend zutrifft – außer in Kunstsprachen, zum Beispiel in den Naturwissenschaften –, dann leuchtet es sofort ein, dass es im strengen Sinne keine Übersetzung – im Sinne von schlichter, bedeutungsgleicher Übertragung – geben kann, jedenfalls dann nicht, wenn sich die Handlungskontexte unterscheiden. Und je nach Nähe und Ferne der Kultur unterscheiden diese sich zum Teil sehr deutlich. Das ist das eigentlich Faszinierende (ich will hier

Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin

Übersetzen – eine große interkulturelle Leistung

Rede zum fünfjährigen Jubiläum des Deutschen Übersetzerfonds e.V.

Niemand wird bestreiten, dass die Übersetzerinnen und Übersetzer eine ganz zentrale Rolle spielen für unsere kulturelle Entwicklung. Um Roman Herzog zu zitieren: Es erscheint skandalös, wie Übersetzerinnen und Übersetzer vergütet werden und welche geringe Rolle sie in der Außenwahrnehmung spielen. Nun eignen sich unterschiedliche Umgebungen unterschiedlich gut, um das deutlich zu machen. Nehmen Sie das jetzt nicht zu ernst, was ich sage, aber die Opulenz an diesem Ort hier steht in einem gewissen Kontrast dazu (*Lachen*) ... Wenn Sie erlauben, komme ich später noch

niemandem zu nahe treten, ich habe schließlich nur eine einzige Übersetzung eines wissenschaftlichen Textes in meinem Leben aus dem Italienischen gemacht, ich bin kein professioneller Übersetzer): dass man manche Zugänge nicht findet in der Übersetzung. Jedoch muss man sich möglichst annähern, und wenn ich das recht sehe, dann heißt das, dass eine Übersetzung nur möglich ist, wenn auch das jeweilige Einfühlungsvermögen vorhanden ist und die jeweiligen kulturellen Kontexte, aus denen diese Sprache kommt und aus denen übersetzt wird, vertraut sind. Damit sind wir bei den Aktivitäten, die vom



Wenn Übersetzer feiern, kommt hoher Besuch: Prof. Dr. Karin von Welck, Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder, im Gespräch mit Burkhart Kroeber und Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin.

(Fotos: Thomas Wollermann)

ja selber aus einer Künstlerfamilie und rede nicht einfach nur aus zweiter Hand. Wir können über Ausstellungshonorare reden, wir können das Urhebervertragsrecht verbessern, wir können, wie geschehen, eine Künstlersozialversicherung einführen - Dieter Lattmann, immerhin ein Schriftsteller, ein Sozialdemokrat, hat das begonnen -, wir können es novellieren, wie wir es jetzt gemacht haben, wir können die steuerlichen Rahmenbedingungen verbessern und so weiter. Es wird nichts daran ändern: Kunst

ist ein Risikoberuf und Übersetzen ist Kunst. Ich wünsche dem Deutschen Übersetzerfonds weiterhin alles Gute!

12. September 2002 Literarisches Colloquium Berlin

Auswärtigen Amt insbesondere gefördert werden, nämlich Stipendien, die es Übersetzerinnen und Übersetzern ermöglichen, in das jeweilige Land noch mal zu gehen, gewisse Dinge nachzurecherchieren. Es ist völlig klar, dass der persönliche Hintergrund der meisten, die Übersetzen zu ihrem Beruf oder Nebenberuf gemacht haben, eine intime Vertrautheit mit der Kultur geschaffen hat, aus der übersetzt wird.

Ich will das hier einfach mal abbrechen, ich wollte nur sagen: Die Wertschätzung oder Nicht-Wertschätzung hängt vielleicht auch ein bisschen damit zusammen, wie man die Rolle des Übersetzers oder der Übersetzerin definiert. Und wenn man sie als eine große interkulturelle Leistung begreift, die uns nicht nur Texte zugänglich macht, sondern Handlungskontexte mit anderen Handlungskontexten in eine Verbindung bringt, dann wäre vielleicht auch die kreative, eigenständige und künstlerische Rolle leichter plausibel zu machen, die Übersetzerinnen und Übersetzer tatsächlich spielen.

Nun wurde eben geschildert – ich komme wieder zurück zum Ausgangspunkt –, wie schwierig diese Situation ist und in der Tat, der Deutsche Übersetzerfonds ist in Hinsicht auf die finanziellen Dimensionen ein bescheidenes Projekt. Allerdings gehört hierbei der Zusatz hinzu, dass im Jahre 2001 die Mittel des Bundes – das heißt, die Mittel meiner Behörde, da kommen ja noch die Mittel des Auswärtigen Amtes hinzu – sich verdoppelt haben. Jetzt sage ich Ihnen rundweg: ich wäre bereit, sie ab 2003 noch mal um ein Drittel zu erhöhen, wenn Ihnen das entgegenkommt. Es würde mich übrigens freuen – aber das ist nicht Bedingung –, wenn die Länder auch ihrerseits diesen Weg mitgingen, das muss man in Gesprächen klären.

Aber eines ist dennoch ganz klar, das wird an der prekären sozialen und ökonomischen Lage jedenfalls derjenigen, die das nicht nur nebenbei machen, nichts grundlegend ändern, das ist letztlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Da bitte ich auch ein bisschen darum, dass man keine falschen Erwartungen weckt. Ich komme

Eveline Passet

Der elektronische Wander im Haus erspart den Bibliothekengang, oder: Wie aus einsprachigen mehrsprachige Nachschlagewerke werden

Sprichwörter stehen im Ruf, lehrhaft zu sein, »nicht bewußter Eigenausdruck eines einzelnen, sondern vorgeprägter, überlieferter Ausdruck einer Gemeinschaft«, das »in Formeln gefaßte Weltbild«¹ stagnativer Gesellschaften. Und deshalb, so könnte der Kurzschluß lauten, sind sie im Aussterben begriffen. Ist es nicht so? Ich jedenfalls, E.P., aufgewachsen in südhessisch dialektalem und durchaus noch sprichwortfreudigem Umfeld, bin, was die Verwendung von »Volksweisheiten« betrifft, doch eher weit vom Stamm gefallen. Was für die übersetzerische Tätigkeit freilich bedeutet, daß ich um so dringender der Wörterbücher bedarf.

Aber was ist überhaupt ein Sprichwort? Und was bietet Karl Friedrich Wilhelm Wander in seinem fünfbändigen *Deutschen Sprichwörter-Lexikon*, erschienen zwischen 1867 und 1880, an dem er über fünfzig Jahre gearbeitet hat?

»Im Volksmund verbreiteter, volkstümlich und leicht faßlich formulierter [...] Spruch von kurzer, geschlossener, oft durch Rhythmus, Alliteration oder Reim gebundener und über die Alltagssprache erhobener Form«, entnehme ich Gero von Wilpert², der sich weniger kurz und bündig faßt, denn sein Satz geht noch weiter: ein

Spruch »zum Ausdruck einer allgemein anerkannten Lebenslehre, -weisheit und -erfahrung oder einer Sittenlehre in bildstarkem sprachlichem Gleichnis, das die Schärfe direkter Aussage mildert und den sinnlichen Einzelfall dem gegenständlichen Denken einfügt«. Mit einem Wort: »In der Kürze liegt die Würze« zum Beispiel ist ein Sprichwort.

Doch Wander definiert es anders: weiter. Obgleich er sein Nachschlagewerk Sprichwörter-Lexikon nennt, kommen darin auch Redewendungen und geflügelte Worte vor - so zum Beispiel Wilhelm Tells Axt. Zurecht!, schreibt einer der rührigsten Sprichwortforscher von heute, Wolfgang Mieder, denn Schillers Sentenz sei zu jener Zeit bereits zum anonymen Volkssprichwort geworden. Aber, fährt er fort, »was zuviel zitiert wird, das wird schließlich parodistisch verfremdet«³; und er bietet Beispiele von Robert Lembke – »Die Axt im Haus ersetzt den Scheidungsrichter« (zu dem alsbald Parallelversionen entstanden) – über verschiedene dadaistische Verfremdungen (etwa: »Der Arzt im Haus erspart den Lebertran«) bis hin zu Hermann Kant und seinem Roman Die Aula, wo der Spruch einen ganzen Absatz lang umspielt wird.

Was das Beispiel sagen soll: In ihrer primären Funktion (als Belehrung) sind Sprichwörter im heutigen Sprachgebrauch tatsächlich rückläufig, doch wer Zeitschriften à la *Titanic* oder auch nur Zeitungs-Schlagzeilen liest oder Autoren wie Robert Gernhardt, Brecht oder Grass, der weiß, daß er ein gutes Sprichwörter-Lexikon zu Hause gebrauchen kann, auch wenn er nie Literatur vergangener Jahrhunderte – oder, sagen wir, russische Dorfprosa des zwanzigsten – übersetzt. Das Sprichwort lebt, wenn auch meist verdreht:

»Daß die Lüge mit ihren kurzen Beinen jetzt gezwungen ist, rund um die Welt zu laufen, und daß sie's aushält, ist das Überraschende an dem Zustand.« (Karl Kraus)

»Einige Leute haben nur deshalb noch nie wie Gott in Frankreich gelebt, weil das ziemlich teuer war.« (Aus einem *Spiegel*-Artikel)

»Wo man hobelt, kräht kein Hahn, / grober Klotz ist halb gewonnen. / Was sich neckt, ist alt getan, / wie gebettet, so zerronnen.« (Hansgeorg Stengel)⁴

Aber was für uns, die wir *ins* Deutsche übersetzen, am Wander so interessant ist: Er hat seine Sammlung – die bis heute als die umfangreichste aller Sprachen gilt – zwar *Deutsches* Sprichwörter-Lexikon genannt, und selbstredend ist sie nach deutschen Stichworten alphabetisch sortiert. Doch sind dem deutschen Spruch seine fremdsprachigen Pendants beigesellt. Ein beliebiges Beispiel:

»Wenn's Meer still ist, kann jeder Steuermann sein. Erst die Gefahr zeigt den Helden und den Muth. Zu regieren ist nicht schwer, wenn alles gut geht.

Holl.: Het is ligt, in kalmte een schip te sturen. (Harrebomée, I, 377a.)

It.: Ognun sà giuscare, quando gli dice buono. (Gaal, 1277.)

Lat.: In tranquillitate quilibet gubernator est. (Henisch, 976, 38; Gaal, 1277; Erasm., 114; Tappius, 156a.)

Ung.: Könny ü csendes idüben a' kormányt tartani. (Gaal, 1277.)«

Die Sprachen reichen von Latein über Englisch und Französisch bis zu Sorbisch und Isländisch.⁵ In seiner *elektronischen* Version nun läßt sich der Wander per Mausklick auf den Kopf stellen, zum zwei- bzw. mehrsprachigen Wörterbuch machen. Freilich nicht für alle Sprachen gleich gut, und mitunter erschweren unerwartete Tücken die Suche. So ist der Wander beispielsweise eine Fundgrube fürs Französische, was jedoch das Russische betrifft, so geht man meist leer aus. Jeder Übersetzer wird die CD-Rom also auf die Brauchbarkeit für seine Sprache hin testen müssen. Auf welche Probleme er dabei stoßen mag, will ich im folgenden am Beispiel meiner beiden Sprachen – doch möglichst allgemeinverständlich – aufzuzeigen versuchen.

Fallbeispiel 1: Französisch.

Nimmt man den – recht umfangreichen – *Grand Robert: Proverbes et Expressions* (Sprichwörter und Wendungen)⁶ zur Hand, nimmt von einer beliebigen Seite sämtliche gebotenen Einträge und sucht sie im Wander, so wird man zu neunzig Prozent fündig. Sofern man über den sogenannten »Suchassistenten« geht und dabei einige Regeln berücksichtigt:

Nicht die Grundform eines Wortes – besonders eines Verbs – eingeben, sondern mit Platzhalter arbeiten: also nicht nach »remettre« suchen, sondern nach »remet*« (es notfalls auch mit »remis*« probieren). Immer nach mindestens zwei markanten Stichworten suchen: Gibt man »remet* UND abc« ein, so findet man »remettre quelqu'un à l'Abc« unter dem deutschen »Einen wieder beim Abc anfangen lassen«.

Doch hier fangen die Tücken bereits an: Wer »anguill*« eingibt, stößt nicht nur auf »anguille(s)«, sondern auch auf alle Formen des lateinischen »anguilla«.

Der Wander verzeichnet Sprichwörter überdies auch in alten Schreibweisen. So findet er bei der Eingabe von »^echapp*« »échapper«, ja sogar »échaper« in allen Formen und Varianten, mit und ohne Akzente usw., nicht aber »eschapper«. Seltsamerweise bietet er dagegen bei der Eingabe von »e?chappe*« auch »escape(s)« Mit anderen Worten: Für die Fremdsprachen kann man sich nur bedingt auf die von der Digitalen Bibliothek gebotene sog. »Schreibweisentoleranz« verlassen. Hier könnte der Verlag noch etwas für uns tun.

Nicht sinnvoll ist die sprachgemischte Suche – also z.B. von »M?us* UND souris«. Denn bei der Suche zweier Wörter wird ein maximaler Wortabstand berücksichtigt. Unter Umständen liegen das deutsche Original und die fremdsprachige Entsprechung weiter als die voreingestellten 20 Wörter auseinander. Oder aber die beiden Wörter stehen zwar nah beieinander – aber doch jeweils innerhalb zweier nicht zusammengehöriger Sprichwörter.

Auch die sogenannten »Suchfilter« erweisen sich für uns nicht als sinnvoll.

Nach diesen Kritteleien nun noch etwas Wunderbares: Der Wander erweist sich auch als ein *Synonym*wörterbuch. Wer zum Beispiel nach »s'échapper comme une anguille« sucht, der findet nicht nur die deutsche Entsprechung »sich aus dem Staub« machen, sondern gleich noch ein gutes Dutzend verwandter deutscher und französischer Ausdrücke: »Mit Fersengeld bezahlen. Das Hasenpanier ergreifen. Durch die Lappen gehen. Durch die Latten brennen. Sich über alle Berge machen. Bander la caisse. En filer la venelle. Gagner la

colline. Il a gagné le haut. Il s'est absenté du pais. Plier (trousser) bagage. Prendre la poudre d'escampette. Tirer ses chausses. Tirer ses gregues. Tourner les talons.

Fallbeispiel 2: Russisch.

Bei einigen Sprachen bietet der Wander die Sprichwörter teilweise im Original, teilweise in der Übersetzung – im Falle des Russischen nur in deutscher Übersetzung. doch immerhin rund 3000. Ich habe den Dal' (Poslovicy russkogo naroda) zur Hand genommen, doch da ging das Problem schon los: Wenn ich das russische Sprichwort erst einmal übersetzen muß, vervielfältigt sich schon die Zahl der Suchbegriffe: Da läßt sich für plochoj »schlecht, schlimm« und »übel« sagen und für načalo »Anfang, Beginn, Start« und so weiter. Kurzum: Ich bin kaum fündig geworden. Ich habe es noch einmal mit dem russisch-deutschen Wörterbuch von Pavlovskij probiert und mit kleineren zweisprachigen Sprichwörtersammlungen⁷, ich habe aus den dort angebotenen deutschen Varianten Stichworte eingeben – doch auch hier kaum je eine Fundstelle.

Was man jedenfalls bei der Suche berücksichtigen sollte: Die Stichwörter immer mit »Russ*« kombinieren. Also z.B. dies eingeben: »Russ* UND Kirche UND geh*«. So landet man bei »Die Russen: Wenn die Hure sich kreuzigt, thut sie's über ihrem Schos«, das unter dem deutschen »Wenn Huren in die Kirche gehen, wollen sie die Heiligen sehen« steht.

Günstig ist auch der Umweg über den Punkt »Fundstellenliste aufbauen«. Gibt man zum Beispiel »Russ* UND Gold« ein, so bietet der Wander 70 Fundstellen, von denen jeweils gesagt wird, unter welchem Hauptstichwort sie zu finden sind. Das kann die Suche vereinfachen – aber verhilft noch immer nicht unbedingt zu einem Fund.

Kurz: Für Russischübersetzer kann ich den Wander als gut handhabbares *zweisprachiges* Wörterbuch nicht empfehlen, obwohl die Einträge als solche mir beim Blättern und Lesen zuverlässig erschienen.

Natürlich läßt sich dank Digitalisierung nicht nur Karl Friedrich Wilhelm Wanders Deutsches Sprichwörter-Lexikon in ein mehrsprachiges Nachschlagewerk verwandeln, sondern zum Beispiel auch Lutz Röhrichs ebenfalls in der Digitalen Bibliothek erschienenes Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Vielleicht ist dieses für den Normalgebrauch des Übersetzers sogar vorzuziehen: Die Erklärungen sind ausführlicher. Und wie die oben angeführten Beispiele zeigen, finden sich im Wander doch überwiegend Sprichwörter im engeren Sinne des Wortes, jene »Volksweisheiten« aus Lebenswelten, die heute untergegangen sind. Womöglich liegt auch im kolossalen Umfang des Wander für uns ein Nachteil: Da werden regional begrenzte, dialektale Sprichwörter ebenso geboten wie ein und dasselbe in vielfacher Variante und Schreibweise. Wieder ein beliebiges Beispiel: »Der fisch fahet (hebt) am kopff (Haupt) an zu stincken«; »Der fisch stincket erstlich am Haupt«; »Fische fangen am Haupte an zu stinken«; »Wenn der Fisch fault, stinkt er am Kopfe zuerst«. Mit den fremdsprachigen Einträgen ist es oftmals nicht anders.

Und doch: Für eine Sprache wie das Französische gilt: Der elektronische Wander ist ein einzigartiges zweisprachiges Nachschlagewerk und zugleich Synonymlexikon. Ich kann zum Kauf nur anraten.

Und Kollegen mit Sprachen wie Italienisch, Englisch oder auch Holländisch sollten das *Deutsche Sprichwörter-Lexikon* unbedingt für sich testen.

Anmerkungen

- 1 Josef Düninger, beide Zitate nach Wolfgang Mieder, *Das Sprichwort in der deutschen Prosaliteratur des neunzehnten Jahrhunderts*, München, 1976, S. 12.
- 2 Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart, 71989.
- Wolfgang Mieder, Sprichwort, Redensart, Zitat. Tradierte Formelsprache in der Moderne, Bern/Ffm/NY, 1985, S. 157
- 4 Alle Zitate nach Mieder, a.a.O., S. 38, 97 und 86.
- 5 Die Herausgeber der Digitalen Bibliothek folgen augenscheinlich der Spracheinteilung von Wander. Da tauchen in der »Fremdsprachenliste« neben den gängigen auch alte Sprachnamen auf. Aber mehr noch: Russisch fehlt in dieser Liste vielleicht, weil Wander stets nur »Die Russen« schreibt, vielleicht auch, weil deren Sprichwörter nur in Übersetzung geboten werden. Hier die Liste, wie sie auf Seite 13 der digitalen Fassung geboten wird: Böhmisch (bzw. Tschechisch), Dalmatinisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Holländisch, Illyrisch, Isländisch, Italienisch, Krainisch, Kroatisch, Lateinisch, Litauisch, Masurisch, Polnisch, Portugiesisch, Ruthenisch (also Ukrainisch), Schwedisch, Slowenisch, Slowakisch, Spanisch, Tschudisch, Ungarisch, Wendisch (also Sorbisch).
- 6 Paris, 1990.
- 7 H. Dehio, Russische Sprichwörter, München, 1980; M.J. Zwilling, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten. Russisch-deutsches Wörterbuch, Moskau, 1984; Permjakov, Dreihundert allgemeingebräuchliche russische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, Leipzig/Moskau, 1989.

Neues aus dem Cyberspace

Rechner-Putz mit eins, zwei, drei

Rachenputzer«, so hieß ein Lutschbonbon, das auch in hartnäckigen Fällen sofort freien Atem versprach. Es war höllisch scharf, aber es wirkte. Wird der PC kurzatmig und schwach auf der Brust, braucht auch er Entlastung: Den Rechner-Putz. (Achtung: In der Folge gibt's nur was für Fenster-Gucker. Wer in den Apfel gebissen hat oder linuxiert, wird hier, sorry, nicht bedient.)

Abenteuerliche Naturen verzichten darauf, zuvor die besonders sensiblen Daten zu sichern. Der Rest der Menschheit bedenkt, dass Vorbeugen vor Heulen schützt.

Eins: Die Registry

Der Putz beginnt mit der Reinigung der Registry. Das ist die unerbittliche Registratur, in der jede Maßnahme abgelegt wird, die sich der Rechner merken muss, damit alle unsere Programme in der von uns gewünschten Konfiguration miteinander können. (Wer es genauer wissen will, frage nach bei: http://www.computerlexi-kon.com/?w=1&q=926) Leider sammelt sich in der Registry im Laufe der Zeit auch eine Menge Schrott an, die der Rechner bei jedem Start komplett inhaliert. Daher gibt es jede Menge so genannter »De-Installer«, die vorgeben, das unnütze Zeug rauszufegen. Vorsicht!

Nichts ist so heikel wie die Registry und nichts so gefährlich wie ein in gutem Glauben eingesetzter Rausfeger. Das kommt davon, dass manche Software bei der Installation jede benötigte Datenzeile in die Registry schreibt, auch, wenn sie – für ein anderes Programm – ohnedies bereits vorliegt, während andere Software in solchen Fällen aufs Vorhandene zugreifen. Löscht man nun unbesehen eine solche Angabe in einem Programm, weil man dieses nicht länger benötigt, fehlt sie im anderen Programm, und dann: gute Nacht! Was tun? Sehr einfach. »RegVac« runterladen. Das ist ein Registry-Staubsauger, zu finden bei http://regvac.com/fregvac.htm und derzeit in der Version 1.06. Die Gratis-Ausgabe (und nur die brauchen wir) hat knapp 560kB, ist also rasch auf unserem Desktop. Das ist eine Trial-Version für 30 Tage, demnach können wir sie nach Gebrauch löschen, denn ein Reg-Putz alle zwei, drei Monate genügt. Somit: Auf Wiederladen! »RegVac« kann sehr viel. Unter den Fingern von uns Laien kann das Programm auch sehr viel kaputt machen. Daher genügt uns die Variante »Novice Mode«. Die läuft automatisch und löscht nur Narrensicheres - und wie viel das ist, ist erstaunlich genug.

Einschub: Wir setzen uns ins Bild

Haben Sie ein Bildbetrachtungsprogramm? Sie haben eines? Gut. Sie haben keines, weil Sie keines brauchen? Irrtum. Einen Bildergucker braucht man immer. Der Spitzenreiter im Gratis-Angebot ist »IrfanView«. Ab Version 3.61, der Download der 2,4 MB braucht allerdings seine Zeit. (http://www.chip.de/downloads_updates/downloads_updates_84332.html) Kleiner im Umfang, simpler, aber ausreichend brauchbar ist das Angebot bei http://www.tecchannel.de/freeshareware/grafik/bildbetrachter/83/index.html (Kleiner Einschub: Grafik-Formate kennen lernen und testen, nie wieder »dumme« Fragen stellen müssen: http://wolfgang.rolke.bei.t-online.de/graphics/)

(Da wir mit unserem schönen neuen Bildbetrachter auch gehörig spielen wollen, gehen wir mal schnell zu http://www.tate.org.uk – die Londoner Tate Gallery hat den von ihr verwalteten Nachlass des Malers Joseph Mallord William Turner (1775-1851), der rund 30 000 Aquarelle, Gemälde und Skizzen umfasst, zur Gänze ins Netz gestellt.)

Zwei: Die temporären Dateien usw.

So, jetzt haben Sie den Einblick, den wir brauchen. Rufen Sie also in Ihrem Bildbearbeitungsprogramm auf: c:/Windows/Temporary Internet Files. Da werden Ihnen die Augen aufgehen! Was hat sich da nicht alles bei jedem Surfgelage heimlich auf die Festplatte geschmuggelt! Weg mit dem Schrott in den temporären Dateien. Die kosten zwar nicht Rechnerhirn, aber Speicherplatz. Speicherfresser sind auch überflüssige Backups, leere Verknüpfungen und ähnliche Spießgesellen.

Hier sind einige Gratis-Soft-Waren, die uns helfen, die Säuberungsaktion zu systematisieren:

Nur für Windows 95/98/NT ist »Putzi 4 Win« bei http://www.putzi4win.de (1,2 MB) Aufgespürt werden Sicherungskopien und Temporärdateien (*.TMP, *.BAK) und andere Dateien (Grafiken, Archive, ReadMe-Dateien) anhand von Datei-Masken und defekte Links auf den gewählten Laufwerken. Speziell für Windows 95 und auf Wunsch: Auf Knopfdruck werden

der Papierkorb, die zuletzt bearbeiteten Dokumente und anderes mehr gelöscht. - Für sämtliche Windows-Varianten eignet sich »SlimClean« (1,4 MB) bei http:// www.Slim.Soft.de - SlimClean sucht nach über 60 vordefinierten Dateitypen und beseitigt diese auf Wunsch. Der Benutzer behält dabei die volle Kontrolle über die Auswahl der zu suchenden und zu löschenden Dateien. SlimClean setzt dabei auf sehr einfache und übersichtliche Bedienung. Durch die integrierte Sicherheitsfunktion werden die Suchergebnisse auf eventuelle Verknüpfung zu einer Anwendung oder auf vom System registrierte Dateitypen geprüft. Testen darf man gratis, fairerweise kostet dann die Dauer-Installation 10 Euro. Klein, mit nur 250Kb, gratis und fürs Erste ausreichend ist der »Smart System Cleaner« bei http://www. madstorm.de

Zweieinhalb: Spione und Dialer

Aufgepasst, jetzt putzen wir was weg, was noch gar nicht da ist. Internet, Surfen und Registry, die drei passen nämlich gut zusammen. Weil nix auf der Welt umsonst ist, revanchieren sich manche Anbieter für die angeblich gratis auf ihrer Webseite angebotenen Information, indem sie uns heimlich in den Rechner gucken oder dort sogar kleine Progrämmchen ablegen, die uns im schlimmsten aller schlimmen Fälle auf teure 01900-Verbindungen umleiten, ohne dass wir dies wissen und wollen. Bei http://www.lavasoftusa.com und bei http://smartsurfer.web.de gibt es zwei Sicherheitsprogramme (und die sind tatsächlich kostenlos!), die uns vor solchem Übel schützen. »AdAware« entlarvt und entfernt Eindringlinge, die es bereits geschafft haben, und hält sie hinkünftig fern; »Smartsurfer« blockt ungewollte Dialer ab.

Eine Alternative zu diesen Programmen ist »Spybot Search & Destroy« (1,1 MB), zu finden bei http://www.pcwelt.de/downloads/utilities/sicherheit/24641/—das ist Donationware, das heißt man kann sich's auch gratis behalten, wird aber um eine freiwillige Spende gebeten.

Drei: Defragmentieren

Nun, da unsere Festplatte von allem Ballast befreit ist (oder doch nicht? Gibt's da vielleicht noch Dateien oder ganze Verzeichnisse, auf die man verzichten oder die man auf eine Diskette, eine CD auslagern könnte?)...

So, aber jetzt. Nun, da unsere Festplatte von allem Ballast befreit ist, wollen wir unsere Dateien, die im Laufe der Zeit kreuz und quer über die Platte verteilt sind, wieder hübsch zusammenführen. Dann muss der Schreib-Lesekopf nicht so viele Bockssprünge machen, und alles kommt rascher auf den Schirm.

Wer ständig installiert und de-installiert oder mit großen Datenmengen hantiert, sollte häufiger defragmentieren (alle paar Wochen), Anwender mit einer relativ gleich bleibenden Software-Ausstattung alle paar Monate.

Kaum zu glauben, aber unser Betriebssystem hat sogar einen passablen Defragmentierer eingebaut. Dorthin kommen wir mit: »Start, Programme, Zubehör, Systemprogramme, Defragmentierung«. Vorher aber unbedingt alle anderen Programme schließen, auch den Screensaver deaktivieren (!), sonst klappt die Sache nicht. (Übrigens: Wer sich nicht mit halben Sachen abgibt, leistet sich ohnedies die »Norton Utilities«. Die haben unter

anderem auch einen wesentlich besseren Datenkuppler.)

Übrigens: Wer zwischendurch »ganz rasch« nur defragmentieren möchte, sollte unbedingt vorher »Scan-Disk« durchlaufen lassen: »Start, Programme, Zubehör, Systemprogramme, ScanDisk«.

Alles geschafft? Glückwunsch! Jetzt sind auch wir geschafft. Jetzt brauchen wir unbedingt einen Rachenputzer.

Wolf Harranth harranth@eunet.at

Nachrufe

Liselotte Remané (1914-2002)

ie wohl bekannteste und beliebteste Literaturübersetzerin der DDR (aus dem Russischen und Englischen) Liselotte Remané ist am 30. Juli 88jährig in Berlin verstorben. Die 1914 in Hamburg Geborene schlug nach dem Krieg zunächst die Journalistenlaufbahn ein, die sie aber aus politischen Gründen aufgeben mußte. Danach wurde sie freischaffende Übersetzerin, und sie hat in den folgenden Jahrzehnten eine schier unüberschaubare Anzahl von Büchern ins Deutsche übertragen. In den achtziger Jahren wurde sie in der Fernsehsendung »Außenseiter Spitzenreiter« als die Fleißigste unserer Zunft ermittelt, und sie erhielt eine Reihe von Auszeichnungen: den Gorki-Preis des sowjetischen Schriftstellerverbands 1972, den Nationalpreis der DDR 1973 und andere. Vor allem den Kinderbüchern gehörte ihre Liebe – die populärsten sind Peter und der Wolf und Alice im Wunderland. Aber sie übersetzte auch Autoren wie Tendrjakow, Paustowski, Polewoi, Schwarz, Gladkow, Achtanow. In ungezählten Lesungen in Schulen, Kindergärten, Buchhandlungen, Bibliotheken brachte sie ihre Arbeiten einfühlsam den kleinen und großen Lesern nahe. Viele Jahre lang hatte sie den Vorsitz der Sektion Übersetzer im Berliner Schriftstellerverband inne: Einmal im Monat versammelte sie im damaligen Grotewohl-Haus die Übersetzer, Lektoren und Redakteure zum Jour Fixe und leitete diese fachbezogenen Zusammenkünfte mit Charme und Humor und gänzlich ideologiefrei, so daß alle gern hingingen, um sich über neue literarische Entwicklungen zu informieren, neidlos Erfahrungen auszutauschen und freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Liselotte Remané überlebte ihren Mann, den Dichter und Nachdichter Martin Remané, um sechs Jahre; sie blieb bis zuletzt geistig rege und verfolgte interessiert das Geschehen im wiedervereinigten Deutschland. Wir Berliner Übersetzer werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Thomas Reschke

Julia Tardy-Marcus (24.12.1905-17.7.2002) Sie hätte es gewiß getan

Für das, was ihr wichtig war, hat Julia Tardy-Marcus sich zeitlebens verausgabt. Und sie hatte sich vorgenommen, dies an ihrem hundertsten Geburtstag mit einem großen *Potlatch* zu krönen – jenem legendären Fest der Kwakiutl-Indianer im Nordwesten Amerikas, bei dem der Gastgeber all seine Habe zu verschenken pflegte, um zu zeigen, wie wenig ihm materieller Besitz bedeutete.

Ob sie gewußt hat, daß sowohl Kanada als auch die Vereinigten Staaten diesen als höchst suspekt und subversiv geltenden Brauch frühzeitig verboten hatten und schon auf die bloße Einladung zu einem solchen Fest zwei bis sechs Monate Gefängnis standen (section 149 Indian Act 1884)? Wenn ja, dürfte sie das in ihrem Vorhaben nur bestärkt haben. Dieses Verbot ist allerdings 1951 ersatzlos gestrichen worden – nachdem der Brauch so gut wie ausgestorben war. Schade, daß es Julia nicht vergönnt war, ihn wiederzubeleben.

Julia Marcus wurde 1905 in St. Gallen in der Schweiz geboren. Schon früh erkannte sie ihre Passion für den Tanz, verließ die Provinz und finanzierte ihre Ausbildung in Zürich, indem sie renommierten Malern und Bildhauern Modell stand. Noch heute säumt in der Züricher Bahnhofstraße die Statue der 18jährigen Julia – in doppelter Ausfertigung – den Eingang der ehemaligen Schweizerischen Volksbank (jetzt: Crédit Suisse First Boston), die vermutlich keine Ahnung hatte, daß die anmutige Zierde ihres Finanztempels wenig später in die Kommunistische Partei eintreten und dieser lange Zeit treu bleiben sollte – was sie freilich nicht hinderte, die reale Politik kommunistischer Machthaber zumeist mit drastischer Galligkeit zu verurteilen.

Schon bald machte Julia Marcus als Schülerin von Mary Wigman in Dresden von sich reden und begann 1927 ihre Karriere an der Städtischen Oper und im Kabarett der Komiker in Berlin. In ihrem Fach, dem grotesken Ausdruckstanz, wurde ihr internationale Anerkennung zuteil, bis sie 1933 – nicht zuletzt einer getanzten Hitler-Parodie wegen – nach Polen und schließlich nach Paris fliehen mußte.

Dort fand sie rasch Anschluß an die intellektuellen Kreise zwischen dem Montparnasse und Saint-Germaindes-Prés, allen voran die »bande à Prévert«. Sie tanzte im Cabaret La Lanterne und unter der Regie des jungen Jean-Louis Barrault in dessen Adaptation von Cervantes' »Numance«. Durch ihre Heirat mit dem Maler Daniel Tardy erwarb sie 1938 die französische Staatsbürgerschaft, mußte sich aber, zumal sie jüdische Vorfahren hatte, vor der Besatzungsmacht verborgen halten.

Nach der Befreiung widmete Julia Tardy-Marcus sich ganz dem intellektuellen und künstlerischen Austausch zwischen Frankreich und der deutschsprachigen Welt. Sie übersetzte Bücher über den Tanz, aber auch politische Bücher vom Französischen ins Deutsche und umgekehrt, beriet deutsche Verlage bei der Auswahl zu übersetzender französischer Literatur, schrieb bis in die neunziger Jahre Tanzkritiken für die Neue Zürcher Zeitung und stiftete 1988 den Prix Nelly-Sachs, mit dem jährlich eine französische Übersetzung fremdsprachiger Poesie ausgezeichnet wird. Dem Dichter und Widerstandskämpfer Robert Desnos, mit dem sie befreundet war und der in der Deportation umkam, widmete sie in ihrem Wohnort Massy südlich von Paris ein Denkmal, das nicht Ehrfurcht heischen will, sondern zum Lesen

einlädt: eine Granittafel mit jenem Gedicht, das französische Kinder auch heute noch kennen und lieben (»Une fourmi de dix-huit mètres...«).

Julia Tardy-Marcus wird den meisten von uns auch als begeisterte und aktive Teilnehmerin der Bergneustädter und Bensberger Gespräche (vor allem im französischen Seminar, das sie noch vor wenigen Jahren mit Bravour leitete) in Erinnerung bleiben. Dort war sie stets - wie sie selbst zu formulieren pflegte - »immens gut drauf«. Nur einmal, sie war schon hoch in den Achtzigern, mußten wir sie vermissen. Ich hatte sie kurz zuvor angerufen, ob sie auch diesmal kommen werde. Nein, sagte sie, sie habe sich das Bein gebrochen, und ich befürchtete schon das Schlimmste: »Um Himmels Willen, Julia, wie ist denn das passiert?« »Naja«, bekannte sie kleinlaut, »in meiner Wohnung halt, beim Seilchenspringen...« Kurz darauf besuchte sie dann – mit Gehgips – eine etliche Jahre jüngere Übersetzerkollegin in England, mit der sie befreundet war. »Weißt du«, sagte sie, »die Gute konnte nicht herkommen; sie traut sich die weite Reise nicht mehr zu.«

Bis zuletzt hat Julia Tardy-Marcus das literarische und politische Geschehen mit hellwachem und kritischem Verstand verfolgt und kommentiert. Wenn ich in Paris zu tun hatte und anschließend zu ihr nach Massy hinausfuhr, ließ sie sich stets das Neueste vom Übersetzerkollegium in Straelen berichten, das ihr sehr am Herzen lag. Sie hatte in diesem Frühjahr geplant, an einem Kongreß in Berlin teilzunehmen und zuvor eine Woche in Straelen zu verbringen – ihr Schlaganfall machte das zunichte. Sie konnte nicht mehr sprechen, und das erste, was sie in der Klinik – unmittelbar nach dem ersten Durchgang der französischen Präsidentschaftswahlen – auf einen Notizblock kritzelte, waren die Worte »Scheiß Le Pen!«. Das loszuwerden war ihr wichtiger als ihr eigenes Befinden. Verzeih mir, Julia, wenn ich das in einem Nachruf zitiere, aber auch dafür habe ich Dich geliebt und bewundert.

Ihre Lebenserinnerungen hat Julia Tardy-Marcus nicht mehr vollständig zu Papier bringen können – ein Auszug daraus und Joachim Meinerts Interview mit ihr (beides in *Sinn und Form* 5/2000, S. 720 ff.) lassen erahnen, was uns entgeht. Und bei der Beerdigung ging vieles, was Julias Freunde an ihrem Grab unweit des Flughafens Orly sagten, im Lärm der startenden und landenden Jets unter. Es war wohl auch nicht so wichtig. Viel wichtiger ist, was Julia Tardy-Marcus uns vorgelebt und hinterlassen hat. Den *Potlatch* hätten wir gern mit ihr gefeiert, aber wir sind auch so schon reich beschenkt. Und schulden ihr zum Dank (denn auch das hätte zu diesem indianischen Brauch gehört), es irgendwann anderen weiterzugeben.

Claus Sprick

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich. Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart. Bankverbindung: BfG-Bank AG Stuttgart, Konto-Nr. 1084720200, BLZ 60010111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Marion Sattler Charnitzky, Steffanstr. 22, 68623 Lampertheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: Druckerei Deringer, Worms.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.